

62]

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Maschussen.

Allein Do Fortes Ziel und Trachten ging noch einen Schritt weiter. Es war offenbar, daß die Mafia ihre Machtstellung bloß dadurch erreicht und gewahrt hatte, daß sie die einzige Macht war — denn auf den Staat wagte kein Sizilianer zu bauen. In ihre Arme mußte der Schwache sich werfen, um Schutz zu finden. Gianandrea schuf eine Organisation, in welcher Arbeiter und Bauern Rücken an Rücken standen in einem gemeinsamen Hilfsverein mit besonderen Kranken- und Altersklassen und strengen Klauseln, die jeden, der einmal ein Verbrechen begangen, für alle Zeiten von der Gesellschaft ausschlossen. Dieser Verein bestand zuerst nur aus La Greca und Del Chiaro's Bauern und Arbeitern; als aber ihre Genossen sahen, welchen Schutz er zu gewähren vermochte, wuchsen die Anmeldungen mit reißender Schnelligkeit.

Im Februar hielten sie ihre erste große Agitationsversammlung unter offenem Himmel ab, wie um zu zeigen, wie zahlreich sie seien. . . Gianandrea war die Seele des Ganzen gewesen; aber er war kein Mann der Rede; er ließ sich kaum sehen. Sie hatten Graf Ettore gebeten, zu kommen und zu sprechen; aber er hielt es für unklug, der Regierung gegenüber mit seinen sozialistischen Anschauungen zu stark in den Vordergrund zu treten. Er empfahl ihnen, sich an La Greca zu wenden.

Und der alte Marchese sagte mit Freuden Ja.

Als er auf die Rednerbühne trat, ging es wie ein Bogen durch die Schar, und stumm sah jeder mit einem Ausdruck der Bewunderung seinen Nebenmann an. Der alte Führer stand ja da wie ein lebendiges Pfand dessen, daß die Gerechtigkeit, wie lange sie auch unterdrückt sein mag, im Laufe der Zeiten dennoch siegt und ihren Lohn erhält.

Darum lag auch eine eigentümlich betörende Gewalt in der leicht bebenden Greisenstimme. Er sprach nicht bloß mit jener Meisterschaft des Wortes, die sie so oft an ihm bewundert hatten: nein, es war eine Innigkeit des Tones, die die Form vergessen ließ; es war in seiner Rede von dem neuen Lande, in das ihm vor seinem Tode noch zu schauen vergönnt war, die aufrechte Kraft und Flammengläubigkeit des Apostels.

Des Abends war Gianandrea wie gewöhnlich bei seinen Schwiiegereltern. Der Marchese war müde und ging zeitig zur Ruhe.

Frau Ersilia hatte die beiden jungen Leute in Liddas Kabinett allein gelassen.

Gianandrea war stiller als sonst; stark bewegt von dem Gedanken, wie alles sich zum Glück gewendet hatte. Er hatte Lidda auf den Schoß gezogen und liebte sie auf seine achtsame Art, während sie seinen blonden, krausen Bart strich. Plötzlich wurde das Schweigen ihm selbst drückend. Er machte sich frei und setzte sich an den Flügel.

Im Spiel erhielt er seine Sprache. Die beiden konnten in den Tönen eines des anderen Herzschlag vernehmen.

Ihr Liebesleben war in der Stille gewachsen, ohne Episoden, aber es war in die Tiefe gegangen.

Es gab eine Zeit, wo Lidda gefährdet hatte, das weiblich Weiche in Gianandreas Natur könnte die Kraft ausschließen. Aber es währte nicht lange, da sah sie, daß auch die weichen Hände wirken können. Er war niemals in Eile, und dennoch fand er zu allem Zeit, war in allem die Seele; er wirkte bloß ohne Lärm und Brum.

Den ganzen Tag ging sie umher voll Sehnsucht, ihn von seiner Arbeit heimkommen und sie begrüßen zu sehen, noch in dem strammen gelbgrauen Leinwandanzug, mit Staub auf den langen Stiefeln, die fest um die muskulösen Beine gespannt waren, mit dem Revolver im Gürtel und der Büchse über der Schulter. Dieser Gruß aus dem praktischen Streben heraus, dieser neue Ton, den sie in diesem Hause nie gekannt hatte, er berauschte sie.

Und des Abends, wenn er kam, besonders wenn er spielte — welches Ruhegefühl!

Mit Belladonna verglichen, war er die geschmeidige Ge-

fundheit, — mit Angelo — die ruhige Treue. In seiner männlichen Brust war Friede.

Aber er war einer von den Männern, mit denen man nicht spielen darf. Es galt, sich in ihn zu versenken, ganz in ihm aufzugehen.

Das Weib, das all sein Glück teilen wollte, mußte selbst mit Hand anlegen, es heraufzuholen. Es mußte Gabe und Willen haben, die stummen Worte in den Augen und auf den Lippen zu lesen: denn er gab die Worte nicht der Trivialität und Entheiligung steter Wiederholungen hin.

Aber wie Lidda war er reich in seinem Glück.

Es fiel ihm niemals ein, daß sie einem anderen als ihm angehört habe oder angehören könne.

Er hatte sie nie als eines anderen Gattin gekannt.

Sie war ihm ein geistig gereiftes, aber unberührtes junges Weib.

27.

Eines strahlenden Tages im Mai fand ein Fest in Monreale statt, dem Städtchen, das eine halbe Meile Weges über Palermo emporragt und La Conca d'ora (die goldene Muschel, die wundervolle Ebene von Palermo) beherrscht.

Im Laufe des Vormittags trat eine kleine Gesellschaft aus der in der Christenheit einzig dastehenden Domkirche, in deren goldenen biblischen Mosaiken sie sich entzückt verloren hatte, und begab sich in das naheliegende Kloster.

Die fröhliche Gesellschaft bestand aus Gianandrea Do Forte und Ettore Del Chiaro mit ihren jungen Frauen. Sie waren auf ihrer Hochzeitsreise um Sizilien begriffen. Der dritte Mann der Gesellschaft war der melancholische Herr Donato, der achtzehnjährige Sohn des Wirtes der Trattoria (Restaurant), in welcher sie das Frühstück bestellt hatten. Er hatte sich unaufgefordert als Cicerone (Führer) angeboten.

Als sie in den stillen Klosterhof traten, in den der Lärm des Festes nur gedämpft drang, verstummten alle.

„Wieder ein kleines, geweichtes Arkadien!“ sagte Del Chiaro endlich. „Einer jener Flecken, wo die Einsamkeit gleichsam persönlich wird, und die beweisen, mit welchem Scharfblick das Christentum zuzeiten den alleredelsten Menschenkern reinzuzüchten verstanden hat.“

„Ja, nicht wahr!“ versetzte Lidda, „um eines einzigen solchen Idylls willen kann man dem Christentum eine gute Hälfte seiner Verbrechen gutschreiben.“

Der junge Donato sah sie entsetzt an.

„Kommen Sie mir nicht mit Klosterf sentimentalität,“ lachte Diambra kampfbereit, während die Flamme in ihren Augen sich entzündete. „Versuchen Sie es wie ich, fünf Jahre im Kloster zu sitzen, dann werden Sie reingezüchtete Menschenkern zu sehen bekommen! Mit Idealen gleich der armen Crocifissa! Uebrigens ist es ja gar nicht die Erfindung des Christentums, den Einsamkeitstrieb auszunützen und zu systematisieren. Wenn die Katze krank ist, versteckt sie sich und bleibt allein. Das tun Tiere, und das tun Menschen. Und laßt sie in Gottes Namen allein bleiben, aber unter Kur und Pflege und nicht als ideale Christen.“

„Ich für mein Teil schenke Euch sowohl die Einsamkeit wie alle Tiefsinnigkeiten,“ sagte Gianandrea, „wenn ich für mich die kleine Ecke da drüben behalten darf, wo all die kleinen, feinen phantastischen Säulchen um die Marmorfontäne tanzen.“

„Ja, Du hast recht!“ sagte Ettore, während alle zu der süßöstlichen Ecke des Klosterhofes hinübergingen.

Auf halbem Wege blieb Gianandrea stehen und sagte: „Wenn ich eine halbe Stunde Urlaub bekomme, möchte ich eine Aquarellskizze dieser Eckpartie aufnehmen.“

„Wenn Du nur zum Frühstück kommst!“ versetzte Lidda. „Es braucht nicht mehr als höchstens dreiviertel Stunden.“

Er ließ einen Stuhl von dem Kustoden und machte sich sogleich ans Werk, während die anderen ins Gymnasium gingen, um die Gemälde zu ansehen.

Während er in seine Farben vertieft saß, fuhr er plötzlich auf. Ein Mann stand neben ihm und klopfte ihn auf die Schulter.

„Ingenieur Do Forte! Guten Tag! Kennen Sie mich?“

„Oh! Ficarotta! Sie hier! — Ja gewiß kenne ich Sie!“

Es war nicht eben Wiedersehensfreude, die aus seinen Worten Klang, als er dies gelbe blatternarbige Gesicht vor sich erblickte, das er fast aus dem Gedächtnis verloren hatte. Ficarotta begriff, suchte sich aber hinter dem gewöhnlichen, unbehaglich erzwungenen Lächeln zu decken.

„Und besten Glückwunsch zu Ihrem Eintritt in den Ehestand! Sie sind ja verheiratet!“

„Danke! Ja, Graf Ettore und ich heirateten an demselben Tage.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

24) Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

„Heute haben wir schon Freitag,“ berechnete der Matler, „und am Montag oder Dienstag —“
„Ja, natürlich, Montag oder Dienstag,“ wiederholte Faste tonlos.

„Sie nehmen es so ernsthaft, Forland. Wenn die Wolke vorübergezogen ist, scheint die Sonne wieder, und dann sind alle Gesichter wieder heiter,“ meinte der Matler.

„Ihre Gesicht! — Ich hätte wohl Lust —“
Faste schlug die Tür geräuschlos hinter sich zu.
Er ging wie jemand, der von Geschäften in Anspruch genommen war und sich ungern von irgend jemand, dem er begegnen könnte, zurückhalten ließ.

„Geld muß ich haben. Jedenfalls die fünf- und fünfundsiebzig Kronen, die gestern von dem Rechnungsführer verlangt wurden, — zum Glück so spät, daß man sich damit entschuldigen konnte, daß die Bankzeit vorüber sei. — Geld haben muß ich —“

Seine Gedanken wanderten von einer Kontortreppe zur anderen, während er sich selber unwillkürlich aus der Geschäftsgegend entfernte.

— Er war bei John Berg — hörte seine eigene Stimme mit großer Feierlichkeit fragen, ob er ihm nicht zufällig auf vier, fünf — nein, auf drei, vier — hm, nein, — auf drei Tage nur, mit zwei- bis dreitausend Kronen aushelfen könne — Nein, — mit zwei-, — zweitausend — Oder nur fünfzehnhundert, — er sei gerade in diesen Tagen in einer ganz schweinemäßigen Geldverlegenheit. — Oder auch tausend, — er würde gern eine Aktie dafür deponieren. —

Nein, nein, es ging natürlich nicht an, Aktien zu deponieren. — Und westwegen sollte er in Verlegenheit sein? — Berg mußte ja wissen, wenn jemand Geld in der Kasse haben mußte, daß er es sei. Berg war selber in der Direktion, die das Geld bewilligt hatte.

Zu dem jungen Bödemann? — Schweiften seine Gedanken weiter. — Sag einmal, Johan, kannst Du mir bis morgen oder so mit Zweitausend aushelfen, — prompte Rückzahlung, Du! Ich wende mich an einen alten Kameraden aus früheren Zeiten. Du bist der einzige von der Sorte, — die anderen sind ja etwas neueren Datums, weißt Du. — Ich will Dir gerne eingestehen, daß ich über einige Auszahlungen ein wenig dumm disponiert habe, — augenblicklich in Verlegenheit bin — — helfe mir übrigens am Ende auch mit zwölf- — fünfzehnhundert durch, Du. —

„Zu dumm, daß ich gerade jetzt nicht imstande bin, — so eine lumpige kleine Summe! — Schäre nämlich alles bare Geld, was ich habe, zu einem Wechsel zusammen, der Montag fällig ist. — Aber Du brauchst ja nur auf Deinen Onkel Joel zu ziehen, Faste. Ich weiß wohl, daß der Alte Dich ausladen wird; aber — nicht alle sind so glücklich, über einen reichen Onkel zu verfügen. —“

„Ja, allerdings, — wenn der jetzt hier gewesen wäre? — Ich glaube, ich wäre ihm geradeswegs auf die Bude gerückt, — hätte darauf hingewiesen, was wir aus der Stadt gemacht haben und ganz einfach verlangt, daß er mit dem Geld herausrücken, — mir die Aktien abkaufen müsse. —“

Zu Johannis, ja, — das nützt mir aber nicht! —
— Aber wunderbar muß ihm doch all das Neue vorkommen, — wie ein ganzes Märchen. —

Oder, — Faste blieb stehen, — sich ein Herz fassen und direkt nach Wold zu Waggefen hinausfahren! — wir sind in letzter Zeit so gute Freunde geworden, — die Dummheit offen eingestehen und ihn ehelich und ohne Umschweif um Elftausend auf die Aktien hin bitten! — Das wäre, weiß Gott, eine Idee, die mir gefallen könnte. — Wir jedenfalls die Hälfte vorstrecken, — die Sechstausend — — Und dann mit einem Schlag in der Hand dieses Mannes sein! Das hieße die ganze Festung übergeben.

Bei Doktor's anknöpfen, — psui nein! — Ihre kleine Sparbüchse leeren. — Mag es auch so sicher sein wie Gold — so ist es schweinemäßig — abscheulich. Dieser verdammte Matler! — Er bog resolut in die Lindenallee ein, die nach dem Hospitalgarten führte, wo Doktor Falkenberg wohnte.

Die Schritte wurden nach und nach langsamer, und von Zeit zu Zeit blieb er stehen und ratschlagte mit seiner Uhr. — Mitten in der Sprechstunde, — das paßte schlecht, — lieber ein klein wenig später — — wollte sich solange in der Allee aufhalten. —

Plötzlich griff er dann schnell wieder nach der Uhr, ohne sie jedoch anzusehen. —

„Ich muß mich mit Davids rauhen Herzen aus seiner Räuberzeit wappnen,“ murmelte er. „Wenn jemand keine Zeit hat, so bin ich doch wohl!“

Auf der inneren Treppe vor der Entree des Doktors blieb er stehen. Es war ihm, als habe er Plei in den Füßen, — ein ekelhaftes Gefühl von Mattigkeit. —

Hier an derselben Stelle am Geländer stand er auch am Sonnabend, als Sölvi heraustrat, und er plötzlich anfing über das Kind zu reden, und daß sie es in die neue Doktorwohnung schaffen wollten.

Nein, nein, man mußte drauflosgehen. Es nützte nicht, noch länger umherzulaufen, — ohne Geld. —

Er schellte männlich entschlossen, — und noch einmal. —

Sölvi öffnete die Entree mit einem gewissen Schrecken. — „Habe Eile, Du! Muß mit Deinem Mann sprechen, — und mit Dir auch,“ — sagte er mit unbefangener Stimme, während Sölvi vor ihm her in das Sprechzimmer des Doktors ging.

„Bist Du in der Lage, Schwager Doktor, daß Du mir fünf-, sechshundert Kronen auf einige Tage leihen kannst, — prompte Rückzahlung!“ sagte er sehr laut und hastig. — „Muß das Geld gleich heute haben, weißt Du. Hätte ich Zeit, so wäre es eine Kleinigkeit! — Eine Maurerrechnung, die zu früh zur Auszahlung angewiesen ist. — Und Du verstehst wohl, daß in meiner Stellung eins nicht angeht, nämlich Sins und Stuns die Türen einzulassen und Geld zu leihen. Ich muß immer alle Hände voll davon haben — auf dem Fleck auszahlen können!“

Der Doktor schob die Brille auf die Stirn und wieder herunter.

Jetzt fing er an, sie zu puzen, während sein kluges, ruhiges Gesicht gleichsam unter der Inentschlossenheit litt.

„Du weißt ja, das alles, was ich mir als Junggefelle zurückgelegt hatte, mit draufgegangen ist. Es war ja eigentlich meine Absicht, uns ein Ameublement und eine übrige Aussteuer anzuschaffen, die passender war als meine alte. Aber das Bedenken, daß es wohl praktisch sein möge, bei der Badeanstalt ein Wort mitreden zu können, war überwiegend, und so ging denn alles, was ich hatte, bei dem Kauf der beiden Aktien mit drauf, von denen im Grunde die eine zu viel war. Und feilher haben wir, Sölvi und ich, uns denn aufs Sparen gelegt, damit wir doch einigermaßen anständig ausgestattet in die neue Doktorwohnung ziehen könnten.“

„Prompte — ganz prompte Rückzahlung, Schwager!“ erklärte Faste.

„Und Du mußt das Geld haben?“ Der Doktor wechselte einen Blick mit seiner Frau.

„Absolut notwendig, — auf einige Tage.“

„Der schwierige Punkt,“ sagte der Doktor ein wenig Kleinmütig, — „es ist nur, daß die Möbel gleich, wenn sie kommen, bezahlt werden sollen. Deswegen mühte ich das Geld vor Ablauf von vierzehn Tagen ganz bestimmt wieder haben.“

„Ach nein, nein — rede doch nicht, als wenn ich Euch um ein wirkliches Darlehen bäte,“ — rief Faste aus. „Ihr habt das Geld schon in der nächsten Woche wieder.“ Er empfand ihre beiderseitige Niedergeschlagenheit hinter dem guten Willen.

„Ich wollte Dir nur unsere Verhältnisse erklären, — wie es um uns steht,“ erklärte der Doktor. — „Dann brauchst Du dich ja auch nicht unnötig zu beeilen. Im übrigen gibt es für Sölvi und mich kein größeres Vergnügen, als Dir in einer augenblicklichen Verlegenheit mit unserem Scherflein aushelfen zu können.“

Er zog die Pulschublade heraus und fing an, Geld aus einem Taschenuch aufzuzählen, das Sölvi nach und nach ordnete und in Haufen zu je hundert Kronen zusammenlegte. —

„Entschuldige all dies kleine Geld, — es ist, wie Du siehst, für Rezepte und dergleichen, was sofort bezahlt wird, zusammengeschraubt. — Fünfhundert hatten wir ja, Sölvi, — und da ist das sechste, — ja, soweit — — fünfzehn Kronen bleiben dann noch übrig.“

„Ihr müht es Euch nicht zu sehr zu Herzen nehmen, daß Euer Reichtum auf einige Tage in andere Hände übergeht,“ scherzte Faste.

„Ja, es ist nun freilich nicht dasselbe, ob wir unser kleines Kapital gemütlich in dem Pulschubfach liegen haben oder ob es in anderer Leute Taschen herumrollt,“ bemerkte Sölvi. „Aber gegönnt ist es Dir, Faste.“

Faste hatte auf der Zunge zu antworten: Ich griff ebenfögnern in glühende Kohlen hinein, aber er besann sich und sammelt das Geld zusammen.

„Geht es dem Jungen gut? Aber jetzt muß ich schnell wieder ins Geschäft. —“

Aber vielen Dank Euch beiden,“ rief er ihnen noch in der Tür zu. —

Faste hatte eine Empfindung, als werde er auf der einen Seite gebraten, während er sich doch auf der anderen erleichtert fühlte. Es war doch wenigstens für den Augenblick ein kleiner Bassenstillstand. Und wie er so die Allee hinabging und tief aufatmete, konnte er nicht leugnen, daß die Lage der Dinge ihm in der letzten Zeit ein wenig über den Kopf gewachsen war. Er war nun seit vierzehn Tagen wie ein ruheloses Rad umhergerast! —

Er grüßte Konsul Morland, der seinen Morgenritt auf seinem englischen Pferd machte, und sah Morlands Rückenwagen den Quercweg heraufkommen.

Er hielt an und sah eine Dame ab, die sich als Fräulein Laura Groth entpuppte.

„Ich sah Sie droben, Herr Morland, und mußte absteigen, um Sie zu begrüßen. — Ich gäbe übrigens etwas darum, wenn ich wüßte, worüber Sie brüten, während Sie die Allee einsam hinabwandern. Sie machten auf mich den wunderlichen Eindruck des Einsamen, der niemand seine Pläne anvertraut!“

Es klang ein wenig hochtrabend, und Faste lächelte.

Ja, sie sollte nur wissen, daß er über nuchternen fünfshundert- undsiebzig Kronen gebrütet hatte! — —

(Fortsetzung folgt.)

Von der 80. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Montag nachmittag und Dienstag fanden lediglich Sitzungen der 21 Abteilungen statt. Von den zahlreichen dort gehaltenen Vorträgen können wir nur einige hervorheben.

In der Abteilung für Physik hatte sich eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft zu dem Vortrage von Professor Simon-Göttingen über: „Neuere Methoden zur Erzeugung elektrischer Schwingungen und ihre Bedeutung für die drahtlose Telegraphie“ eingefunden. Simon hat bekanntlich vor zehn Jahren die sprechende Vogenlampe erfunden; von ihr und seinen Schülern ist sie weiter studiert worden und kann jetzt zur Erregung sogenannter ungedämpfter elektrischer Schwingungen gebraucht werden, welche in der drahtlosen Telegraphie noch eine bedeutende Rolle spielen werden. Professor Simon erläuterte seine Darlegungen durch eine Reihe glanzvoller Experimente.

In der Abteilung für Astronomie sprach Herr Stephani-Kassel über: „Bahnen der Sonnenflecke“.

Stephani nimmt möglichst täglich eine oder mehrere Photographien der Sonne in stets genau gleicher Vergrößerung auf. Die erhaltenen Negative werden mit meteorologischen usw. Notizen, genauem Datum (Tag, Stunde, Minute) und laufender Nummer versehen und bilden so ein photographisches Tagebuch der rasch wechselnden Vorgänge auf der Sonne. Die davon gemachten Papierbilder füllen bereits, da vom Dezember 1905 bis heute über 1300 brauchbare Negative gemacht werden konnten, eine stattliche Bibliothek von fünfzehn Bänden. Um seine Arbeit auch anderen Sonnenforschern zugänglich zu machen, gedenkt Stephani sie später den Sammlungen einer Universität zu überweisen. Ein so großes Material würde nun wenig übersichtlich sein, und deshalb zeichnet Stephani den Ort der Flecken, welcher mit der Sonnenrotation fortschreitet, jeden Tag vermittels Pantograph in einen Kreis, der den Sonnenumfang darstellt. So schrumpfen die Hunderte von Einzelbildern eines Jahres auf dreißig bis vierzig Figuren von je zwei bis sechs Fleckenbahnen zusammen, welche in übersichtlicher Weise Datum, Zahl, Größe, ungefähre Form, scheinbare Bahn, sowie das Reuentreten und Verschwinden der Sonnenflecken angeben. Für meteorologische und magnetische Observatorien bilden diese Fleckenbahnen ein sehr übersichtliches Hilfsmittel, um den Einfluß der Sonne auf die irdischen Erscheinungen zu untersuchen. Stephani hat mit Hilfe seiner Photographien festgestellt, daß das alle elf Jahre stattfindende Maximum der Sonnenflecken, das bereits 1906 überschritten sein sollte, noch heute andauert; immer noch erscheinen neue große Flecken und Fleckengruppen, von denen eine im April 1908 fast den dritten Teil des Sonnenumfangs, also über eine Million Kilometer, umspannte und starke verschiedene Bewegungen der einzelnen Flecken zeigte. Ferner hat er nachgewiesen, daß die Sonnennähe, ebenso wie es von der Erdoberfläche bereits bekannt ist, langsame Schwankungen ausführt.

Aus der Abteilung für Botanik erwähnen wir den Vortrag von Professor Rolisch-Prag über: „Den Einfluß des Warmbades auf das Treiben der Pflanzen“. Die Bemühungen der Praktiker und Theoretiker, die Ruheperiode der Pflanzen abzukürzen, haben im Laufe der letzten Zeit erhebliche Fortschritte gemacht. So ist vor kurzem in der Praxis ein Verfahren aufgetaucht, das gestattet, Fliedersträucher viel früher zum Treiben und Blühen zu bringen, einfach dadurch, daß man zur Zeit der Ruhe die Zweige mehrere Stunden im warmen Wasser untergetaucht hält. Der Vortragende hat dieses Verfahren mit sehr verschiedenen Gewächsen einer eingehenden wissenschaftlichen Prüfung unterzogen und ist dabei zu folgenden Ergebnissen gelangt: Wenn man Zweige oder bewurzelte Stöcke verschiedener Delzgewächse zur Zeit ihrer Ruheperiode in Wasser von etwa 30 bis 40 Grad Celsius untertaucht, darin 9—12 Stunden beläßt und hierauf bei mäßiger Temperatur weiter kultiviert, so wird, hierdurch in vielen Fällen die Ruheperiode abgekürzt und das Austreiben der Knospen in hohem Grade beschleunigt. Das Gelingen solcher Versuche hängt, abgesehen von der Art der Pflanze und der Jahreszeit, von der Dauer und der Temperatur des Bades und der Tiefe

der Ruheperiode ab. — Im allgemeinen genügt eine 6—12stündige Dauer. Es taugt nicht für alle Gewächse dieselbe Temperatur des Warmbades. Während z. B. auf Flieder, Haselnuß und Forsythia ein Bad von 30 Grad Celsius sehr stark stimulierend wirkt, ist für die Birke und andere Pflanzen ein Bad von 35—40 Grad notwendig oder für gewisse Pflanzen entschieden besser. Das Warmbad beeinflusst die Ruheperiode bestimmter Pflanzen schon unmittelbar nach dem herbstlichen Laubfall, bei anderen erst später. Gebadete Rogkastanien- und Eschenzweige treiben im Vorherbst nicht, im Dezember oder Januar aber schon sehr gut. Je mehr die Ruheperiode ausklingt, desto geringer sind dann die Unterschiede im Treiben der gebadeten und ungebadeten Pflanzen. — Höchst merkwürdig ist, daß das Bad ganz lokal wirkt, denn nur die untergetauchten Knospen treiben früher. Fliederstöcke, bei denen im November nur die Hälfte der Krone dem Warmbad ausgesetzt wurde und die dann bei mäßiger Wärme im Lichte getrieben wurden, bieten einen eigenartigen Anblick: Die gebadete Hälfte erscheint nach einiger Zeit in voller Blüte und bietet das Bild des Frühlings, die ungebadete Hälfte desselben Individuums verharrt zur selben Zeit noch häufig in Ruhe und bietet das Bild des Winters. Von besonderem Interesse erscheint auch die Tatsache, daß die Einwirkung des Bades lange Zeit latent bleibt. Denn wenn die gebadeten Zweige oder Pflanzen nicht gleich angetrieben, sondern wieder an ihren natürlichen Standort ins Freie gestellt werden, wo sie der Temperatur des Herbstes oder Winters ausgesetzt bleiben, so bleibt der Einfluß des Bades erhalten. Gebadete Zweige von Corylus und Forsythia, die 3—5 Wochen im Freien standen, verhalten sich dann im Warmhaus genau so wie solche Zweige, die unmittelbar nach dem Bade warmgestellt werden. Schon jetzt läßt sich nach den vorliegenden Erfahrungen, die oft geradezu verblüffende Wirkung des Warmbades auf das rasche Austreiben verschiedener Pflanzen dartun, sagen, daß die Warmbadmethode der Praxis ebenso ausgezeichnete Dienste leisten wird, wie das bekannte Aetherverfahren W. Johannsens; ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Warmbadverfahren wegen seiner Gefahrllosigkeit, Billigkeit und Einfachheit dem Aetherverfahren in Zukunft vorgezogen werden wird.

Bei den Physiologen sprach Prof. Raehmann-Weimar über: „Die Bedeutung der Photographie in natürlichen Farben für die Diagnose von Anomalien des Farbensinns“. Der Vortragende demonstriert farbige Photographien zur Prüfung des Farbensinns. Es sind Autochrom-Photographien auf Lumiereschen Platten. Mittels der bisher möglichen Reproduktionsverfahren (Farbendruck), farbige Lithographie usw.) ist es bekanntlich unmöglich, genaue, der Natur entsprechende Abbildungen zu erhalten, die nach Farben und Helligkeit dem Original gleich sind. Da bei diesen Druckverfahren die Farbpunkte, bis jetzt wenigstens, nicht genau nebeneinander gesetzt werden können, sondern sich teilweise decken, sind die Reproduktionen in den Farbentönen für das beobachtende Auge niemals völlig gleich. Mittels der Autochrom-Photographie lassen sich aber die natürlichen Farben der photographierten Gegenstände auch mit ihren relativen Helligkeitswerten getreu wiedergeben. Wir erhalten darum auch, wenn wir solche Gegenstände, deren Farben erfahrungsgemäß von Farbenblinden vertauscht werden, in ihren natürlichen Farben reproduzieren, gute Prüfungssubjekte für Farbenblinde, indem direkte farbige Lichter zur Prüfung benutzt werden. Wir können durch Belichtung der Autochrom-Platte mit spektralem Grün und Violett Grün- und Violettfilter erhalten. Genauer wirken aber in den Farben der Autochrom-Platte hergestellte Gelatinefilter. Die letzteren sind auch billiger, und daher für photometrische Untersuchungen der Platten besser zu benutzen. Die Tafeln (Photographien) lassen also nur rotes, grünes und violett Licht durch, nicht aber blaues und gelbes.

Es müssen also alle Farbentöne, welche unser Auge an diesen Photographien wahrnimmt, insbesondere die gelben und blauen, durch Mischung aus den drei Lichtern Rot, Grün und Violett, zustande kommen. Daher eignen sich die Tafeln besonders zur Ermittlung von Art und Stärke der Farbenblindheit.

Sie stellen Gegenstände in den Vertauschungsfarben der Farbenblinden vor. Eine demonstrierte Photographie zeigte eine Erdbeerstaude mit verschiedenen reifen Früchten, eine andere einen Strauß aus roten und „blauen“ Rosen usw. Die Photographien zeigen also die Vertauschungsfarben in ganz krassen Gegensätzen und in Farbentönen, die im Schiff- und Eisenbahndienst als Signalfarben dienen. Sie gestatten auch dem praktischen Arzt und auch selbst gebildeten Laien diejenigen Störungen des Farbensinns aufzufinden, die die Ausübung bestimmter Berufe hindern oder zu bestimmten Dienstleistungen unfähig machen. Wir sind imstande, mittels der Tafel einen Zahlenwert für die Größe der Empfindungsanomalie (als Bruchteil der Empfindung des Normalauges), und damit graduell ein Maß der Farbenblindheit festzustellen. Die Prüfung geschieht in folgender Weise:

Der untersuchende Arzt hat sich zwei Stellen auf der Tafel, welche nach Licht und Farbe absolut gleichen Eindruck machen, von dem Farbenblinden bezeichnen zu lassen. Jede Stelle wird für sich untersucht. Man stellt zunächst das Mikroskop bei etwa 50- bis 100facher Vergrößerung auf die Stelle ein, schaltet das Lichtfilter für die zu untersuchende Farbe ein, und es wird dann ein Keil über die eingestellte Stelle verschoben, bis die Färbung ausgelöscht ist. Auf diese Weise wird mittels des Keil-Photometers nacheinander die Intensität für alle drei Farben der eingestellten Stelle

ermittelt. Damit bestimmen wir also in Prozenten, aus welchen Mengen Rot, Grün und Violett die eine, und aus welchen anderen Mengen die andere verwechsellte Farbe in der Empfindung des farbenblinden Auges zusammengesetzt ist.

Wir erhalten also eine Farbengleichung aus der Messung der Verwechsellten Töne selbst.

Die beschriebene Prüfung auf Farbenblindheit mittels der Autochromphotogramme ist deshalb jeder anderen Prüfungsmethode überlegen, weil wir mit sehr reinen Farben unterzogen, und zwar mit drei Grundfarben, deren Ton und deren Helligkeit das Licht selbst in der Platte registriert hat, und aus denen das Auge alle Mischfarben bildet.

In der Abteilung für gerichtliche Medizin erörterte Dr. Pollig-Düsseldorf die „Stellung und Aufgaben des Strafanstaltsarztes“. Wer die kriminalpsychologische Literatur unserer Zeit aufmerksam studiert, führte er aus, insbesondere diejenige, die aus irrenärztlichen Kreisen stammt, der wird nicht selten Klage finden über ungenügende Stellung des Arztes in dem Organismus der Strafanstalten und eine mangelnde Einschätzung seiner Mitarbeit am Strafvollzuge. Soweit diese Klagen die rein materielle Seite der ärztlichen Stellung betreffen, scheiden sie für die nachfolgenden Betrachtungen aus. Die Klagen über die „untergeordnete Stellung der ärztlichen Sachverständigen“ sind um so auffälliger, als der moderne Strafvollzug auf eine weitgehende Mitarbeit und Hilfe des Arztes durchaus angewiesen ist. Die Notwendigkeit dieser Mitarbeit wurde in dem Momente vollaus erkannt, als man begann, den Strafvollzug in neuere Formen zu bringen und die aus der veralteten übelsten Kriminalistik stammende Strafvollstreckung verließ, die in einseitigster Weise den Standpunkt brutalster Abschreckung und sinnloser Einkerkelung vertrat. Der moderne Strafvollzug, für dessen Gestaltung in Deutschland die Grundzüge des Bundesrats von 1897 eine gewisse Direktive geben, hat dem Arzt ein außerordentlich reiches Maß von Mitarbeit auferlegt. Dazu gehören regelmäßige monatliche Besuche bei sämtlichen Gefangenen, die Beurteilung der dem Gefangenen zuzuweisenden Arbeit und der Beförderung nach ihrer gesundheitlichen Seite und die Mitwirkung bei Verhängung von Disziplinarstrafen. In den einzelnen Bundesstaaten sind diese Prinzipien in verschiedener Weise in die Praxis übertragen worden. Es ergibt sich aber aus dem Umfange der ärztlichen Aufgaben, die sich auf fast alle Gebiete des Anstaltsbetriebes beziehen, daß nicht nur ein großes Maß von Erfahrung, sondern auch von Takt vom Anstaltsarzt verlangt werden muß, um seine Mitarbeit mit den übrigen Kräftegruppen gedeihlich zu gestalten. Wie in der gerichtsarztlichen Tätigkeit muß sich der Arzt auch im Strafanstaltsdienste darüber klar sein, daß er Begutachter und Berater der Verwaltung ist, daß ihm aber nicht die eigentliche letzte Entscheidung zufällt. Von dem erfahrenen Anstaltsleiter verlangen wir, daß er wohl begründete Gutachten des Arztes berücksichtigt, ebenso wie wir vom Arzt verlangen, daß er mit einem genügenden Maß von kriminalistischen Erfahrungen und besonderem Verständnis für die Eigenart seiner Aufgabe an seine Arbeit herantritt. Insbesondere muß ihm aber eine reiche psychiatrische Erfahrung zur Verfügung stehen. Daß diese Forderung noch vielfach sehr ungenügend erfüllt ist, zeigen die Ausführungen Wilmanns in äußerst erfreulicher Weise. Dieser Mangel wiegt um so schwerer, da der Strafvollzug gegenwärtig gemäß den berechtigten Forderungen der Irrenärzte ganz besonders dem Zustand des geistig Minderwertigen und Defekten Rechnung tragen soll. Die irrenärztliche Tätigkeit des Anstaltsarztes wird aber besonders erschwert durch das Bestreben zahlreicher Irrenärzte, Verbrecher, die eben noch als geisteskrank aus dem Strafvollzuge entlassen worden sind, in kürzester Frist nach einer angeblichen Besserung dem Strafvollzuge wieder zuzuwenden. Hier wird ein sachgemäßes Zusammenarbeiten des Strafanstaltsarztes und des Irrenanstaltsarztes zur Erleichterung und Hebung der schwierigen Stellung des ersteren wesentlich beitragen und gleichzeitig dem geistig erkrankten Gefangenen zum Vorteil gereichen.

(Nachdruck verboten.)

Das Orchester.

II.

Hector Berlioz, der genialste Orchesterleiter der Franzosen, entwirft einmal den phantastischen Plan der Zusammenstellung eines kolossalsten Orchesters, das er in einer monumentalen Halle zu Musikfesten größten Stils verwenden will. Er denkt sich da u. a. 120 Violinen, 40 Violen, 45 Celli, 33 Fässer, 12 Fagotte, 16 Hörner, 17 Posaunen aller Arten, 30 Harfen, 30 Pianoforte, 8 Paar Pauken und 10 Paukenschlägern usw.; dazu einen Chor von 360 Stimmen. Im Satz: Tuba mirum seines Requiem's, das das jüngste Gericht schildert, hat Berlioz Chor und Orchester in ähnlichen ungeheuren Dimensionen verwendet. Die Wirkung der vier Posaunenchöre, die aus den vier Himmelsrichtungen ihre furchtbaren Stimmen zum Gericht ertönen lassen, ist erschütternd, furchtbar und erhaben zugleich für die Menschenseele. Der Tondichter

berauschte sich selber an der Vorstellung seines Riesenorchesters in folgender, auch für den Stil des genialen Franzosen charakteristischen Phantasie: „Aus den tausend Kombinationen dieses Riesenorchesters würde ein Reichthum von Harmonien, eine Mannigfaltigkeit von Klängen entspringen, gegen welche nichts, was bisher in der Kunst geleistet wurde, aufzukommen vermöchte, und vor allem eine unberechenbare Gewalt der Melodien, des Ausdrucks und des Rhythmus, eine mit nichts zu vergleichende durchdringende Kraft, eine wunderbare Empfindlichkeit für die Schattierungen im ganzen und im einzelnen. Seine Ruhe wäre majestätisch wie die Ruhe des Ozeans, seine Bewegungen würden an die Orkane der Tropen, seine Ausbrüche an das Gelöse der Vulkane erinnern. Man würde darin die Klagen, das Gemurmel, das geheimnisvolle Geräusch der Urwälder, die Ausrufungen, die Gebete, die Triumph- oder Trauergesänge eines hingebenden, liebebeglühenden, leidenschaftlich aufbrausenden Volkes wiederfinden. Sein Schweigen würde durch seine Feierlichkeit Furcht einslösen. Die widerspenstigen Naturen würden schaudern beim Anwachsen seines wie ein ungeheurer erhabener Brand sich prasselnd ausbreitenden Crescendo.“

Zurück aus diesen verzückten Träumen eines vulkanischen Tonmalers in die bescheidenen Dimensionen der Wirklichkeit. So herrlich, poetisch und immateriell durchgeistigt die Töne und Harmonien dem Raum des Orchesters entsteigen, so profaisch, ernüchternd und häßlich ist der Anblick der Tonerzeugung durch die Instrumentisten, diese „greulich aufgeblasenen Waden und verzerrten Physiognomien der Bläser, das unästhetische Beklabbern der Kontrabässe und Violincelle, dieses langweilige Hin- und Herziehen der Violinhögen“, wie sich einst der junge Wagner in Paris entriestete, trägt in der Tat nicht zur Erhöhung der Stimmung und inneren Sammlung beim Genuß der schönen Instrumentalkomposition bei. Was der revolutionierenden Energie des großen Westhetikers in Bayreuth gelang, dagegen sträubt man sich leider immer noch im Konzertsaal. Das versenkte Orchester des Wagner-Dramas erhält keinen Nachfolger im unsichtbaren Symphonieorchester. Warum nur lehnt man heute noch diese Reform ab (die unser für ästhetische Raffinements im künstlerischen Genieße so feinfühliges Zeitalter früher oder später ja doch einführen wird)? Fragt die Schaulust des lieben Publikums, das ins Konzert mit Operngläsern geht, um Musik zu sehen und die Eregationen des Kapellmeisters zu bewundern. Fragt auch die Eitelkeit unserer Selben vom Taktstock, unserer modernen, von Jung und Alt angehaunten Kultvirtuosen und Manschettendirigenten. Diese halten nämlich nach wie vor an der fixen Idee fest, daß ihre Berühmtheit abhängig sei von der Sichtbarkeit ihrer Gebärden und glauben, unterstützt von der Oberflächlichkeit und dem Ungeschmack eines Gott sei Dank immer geringer werdenden Teils des Publikums, das Orchester werde mit mehr Feuer und Andacht musizieren, wenn der Saal den Fraßschnitt, das Wägen des Diamanten am kleinen Finger, den Schmuck der Manschetten, die Anieugeben und den genialischen Tanz der Künstlermähne seines Herrn und Meisters von hinten bewundern könne. In jedem Künstler steckt eben ein Stück Schauspieler und er spielt vor sich selbst ein gefühlvolles Theater, wenn gerade kein Publikum ihm zusieht. Immerhin glauben wir, die zunehmende Reform der Lichtabdämpfung im Saal bei ernster Symphoniemusik ist nur der erste Schritt zu der generellen optischen Reform im Interesse eines verinnerlichten und gesteigerten Musikgenusses: der Unsichtbarmachung des Konzertorchesters samt dem Dirigenten.

Die Seele des Orchesters ist der Dirigent. Sein durch die reiche Zeichensprache des Taktstocks, mehr noch durch die Sprache der Augen übermittelte Wille ist das Medium zwischen den Zeichen der Partitur und den Tönen der Musiker. Er herrscht scheinbar mit Willkür über den Massen, aber er ist doch nur der demütige Vermittler und das selbstlose Sprachrohr eines höheren Willens, des Willens des Komponisten, und er ist andererseits machtlos, wenn der aus künstlerischem Einzelwillen gebildete Gesamorganismus seines Orchesters versagt. Das wird nie der Fall sein, wenn die Musiker seine geistige Ueberlegenheit, seinen zwingenden Willensimpuls fühlen. Der Ausdruck „demütiger Vermittler“ ist nun natürlich nicht so zu verstehen, daß der Dirigent sich mit der Rolle eines wackeren Normalvierteltaktschlägers begnügt, sondern der geborene Kapellmeister wird bei aller Objektivität seiner Auslegung, bei allem Respekt vor den durch Zeichen in der Partitur angegebenen Absichten des Tondichters, doch im Moment der Reproduktion den „genialen Raptus“ bekommen. Er wird die fürchterliche Intuition des kongenialen Nachschaffens mit höchster Steigerung seines Empfindungslebens durchmachen. Er vergißt dabei sich selbst und die Außendinge und spielt auf seinem Orchester, hingerissen, wie ein großer Pianist auf dem Flügel spielt. Und das Orchester wiederum wird durch ihn befeuert, als ein einziger Wille und Ausdruck, als ein einziger Klangkörper zu der höchsten Fülle seiner künstlerischen Fähigkeiten gedrängt. Das gelingt nur dem idealen Dirigenten. Seit Hans v. Bülow tot ist, hat es nicht viele von der Art in Deutschland gegeben. Desto mehr Virtuosen des Taktstocks, die mit dem Orchester spielen und die seidene Plebs hinter sich verblüffen wollen.